

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 22 (1942-1943)
Heft: 12

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücher Rundschau

Clausewitz und die Schweiz.

Brinkmann Donald: Clausewitz und die Schweiz (Schriftenreihe der schweiz. Studiengemeinschaft für europäische Fragen, Heft III), Zürich, o. J. (1943).

Die Ereignisse der Gegenwart haben den großen Theoretiker des Krieges, Carl von Clausewitz, wieder in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückt. Wer erkannt hat, daß auch dem jetzigen Weltkriege geistige Auseinandersetzungen zugrunde liegen, wer weiß, wie sehr die Kriegsführung durch geistige Einflüsse bestimmt ist, wird mit großem Interesse nach dieser Schrift Brinkmanns greifen, um zu erfahren, wie Clausewitzens Person und Werk im Lichte einer philosophisch orientierten Betrachtung erscheinen. Und er wird diese Schrift nicht ohne reichen Gewinn aus der Hand legen. Brinkmann hat seine ausgedehnten Kenntnisse über jene fruchtbare Epoche der europäischen kulturellen Entwicklung, die man wohl am einfachsten als das Zeitalter Goethes bezeichnet, da sie mit keiner philosophischen oder literarischen Richtung zureichend charakterisiert werden kann, in den Dienst einer doppelten Aufgabe gestellt.

Einmal hat der Verfasser die Beziehungen aufgedeckt, die sich zwischen Clausewitz und der Schweiz nachweisen lassen. Er berichtet von Clausewitzens Aufenthalt in Coppet am Genfersee, wo er als Guest von Madame de Staël weilte, von seiner Begegnung mit Pestalozzi und dem Besuche seiner Erziehungsanstalt in Yverdon. Dann weist Brinkmann auf die geistigen Einflüsse von Schweizeru hin, die Clausewitzens Denken befrochtet haben. An erster Stelle nennt er Pestalozzi, dessen Einfluß auf Clausewitz er wie folgt umschreibt: „Die Kräfte des moralischen Menschen stehen im Mittelpunkt des kriegstheoretischen Hauptwerkes. Auch ist ausführlich die Rede vom kriegerischen Genius, von den moralischen Größen, von den moralischen Hauptpotenzen und von der kriegerischen Tugend des Heeres. Im ganzen Werk lebt ein ausgesprochener pädagogischer Eros im Sinne Pestalozzis, dem es in erster Linie immer um Menschenerziehung, nicht um bloßen Wissensunterricht und bloße Schulung des Könbens zu tun ist.“ Bemerkenswert sind sodann die Anregungen, die Clausewitz Johannes von Müller verdankt. Der dritte große Schweizer, mit dem Clausewitz wenigstens literarisch in Beziehung getreten ist, wenn auch fast ausschließlich in der Art kritischer Auseinandersetzung, ist General Jomini. Umgelehrt hat aber auch wieder das Denken Clausewitzens direkt und indirekt sich auf das schweizerische Wehrwesen ausgewirkt. Brinkmann nennt General Wille und Oberst Schumacher. Ich glaube aber, wir dürfen diese Einflusszone wesentlich erweitern und zu ihr alle jene Offiziere und insbesondere Heerführer rechnen, für die Werk und Lehre General Willes wegweisend geworden sind. Als ein Beispiel für viele nenne ich den Aufsatz von Oberstdivisionär Frick „Der irrationale Faktor in der Truppenführung“ in der Festschrift für U. Wille.

Die zweite Aufgabe, die sich Brinkmann gestellt hat (und die übrigens in der Fassung des Titels nicht zum Ausdruck kommt), besteht darin, ganz allgemein die „geistigesgeschichtlichen Beziehungen“ aufzudecken, „in denen die Werke und Taten von Clausewitz stehen“. Bereits Sigrid Mette hat in seinem Werk „Vom Geist deutscher Feldherren“ (Zürich 1938) den Einfluß der deutschen „Klassik“ auf das strategische Denken der deutschen Heerführer von Scharnhorst bis zu Schlichting nachgewiesen. Brinkmann bietet in seiner Schrift eine genaue Analyse des geistigen Standortes von Clausewitz. Dieser hat sein Werk selbst als eine philosophische Lehre bezeichnet. Aber seine Theorie des Krieges ist nicht einfach eine Anwendung eines der damals bestehenden idealistischen Systeme auf den militärischen Bereich. Brinkmann erblickt in ihm einen „originalen philosophischen Denker, dessen Name im Zeitalter des deutschen Idealismus neben Kant, Fichte, Schleiermacher und Hegel genannt zu werden verdient“. Brinkmann zeigt drei Wurzeln des Clausewitz'schen Denkens auf: „Die Geschichtsphilosophie Herders, die Kritik Kants und der romantische Geist Schlegels und Schleiermachers“. Herder verbandt Clausewitz „die lebendige Anschauung der geschichtlichen Welt und die zentrale Stellung, die er in seinem Werk dem Begriff des ‚Volksgeistes‘ zuweist. Auf

Kant hingegen geht seine kritische Haltung der menschlichen Erkenntnis gegenüber und ein zweiter Grundbegriff seines Denkens, der Begriff des „kriegerischen Genius“ zurück“. Der Einfluß der Romantik zeigt sich nicht nur in den vielen Zitaten aus romantischen Autoren, Brinkmann erkennt ihn auch in der patriotischen Begeisterung, deren Clausewitz fähig war, sowie auch in dem Umstande, daß sein Werk nur in fragmentarischer Form vorliegt.

Besonders aufschlußreich ist Brinkmanns Vergleich zwischen Jomini und Clausewitz. Jomini steht noch ganz in der geistigen Welt der Aufklärung. Er ist davon überzeugt, daß ein bestimmtes strategisches System, das von der Überlegenheit der inneren Operationslinien, „a priori ganz unabhängig von aller geschichtlichen Erfahrung und daher für alle geschichtliche Erfahrung gelten sollte“. Clausewitz lehnt dagegen den Gedanken an ein solches absolutes System der Kriegsführung strikt ab; jede Zeit erhalte die ihr gemäße Kriegsführung erst durch das Genie des Feldherren, der alle Umstände intuitiv einfalkuliere. So sieht Clausewitz den Zweck seiner Theorie des Krieges auch nicht in sogenannten Kriegslehrern oder Anweisungen zum Handeln, sondern in einer „Betrachtung“, die zu einer genauen Bekanntheit, ja Vertrautheit mit dem Wesen des Krieges führt. In ähnlicher Weise hat übrigens auch Jacob Burckhardt in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“, denen man auch in anderer Hinsicht Clausewitzens Hauptwerk zur Seite stellen darf, den Satz „Historia vitae magistra“ interpretiert: „Wir wollen durch Erfahrung nicht sowohl klug (für ein andermal) als weise (für immer) werden“. Während Fritz Ernst Jomini einmal den Vinné der Kriegskunst hieß, nennt ihn Brinkmann den Newton der Kriegskunst und jetzt den Gegensatz Jomini-Clausewitz in der Kriegswissenschaft mit dem Gegensatz Newton-Goethe in der Farbenlehre in Parallele.

Den philosophisch nicht vorgebildeten Leser von Clausewitzens Hauptwerk „Vom Kriege“ werden vielleicht Brinkmanns Feststellungen überraschen oder gar befremden. Denn Clausewitzens Auffassungen sind so klar, seine Erkenntnisse so einleuchtend, daß der Leser versucht ist anzunehmen, Clausewitz hätte weder eines Herders, noch eines Kants oder Schlegels oder Schleiermachers, sondern allein der Kraft seines durchdringenden Verstandes bedurft, um sie zu erlangen. Wer aber so überlegt, gibt sich einer schweren Täuschung hin. Nur auf Grund einer (bewußten oder unbewußten) philosophischen Grundeinstellung gelingt es, das Wesen der Dinge zu erfassen. Diese Einsicht hat sich nach einer Epoche erkenntnistheoretischer Gleichgültigkeit in den meisten Wissenschaften wieder eingebürgert. Ihr auch in der Kriegswissenschaft zu ihrem Rechte zu verhelfen, dazu kann Brinkmanns Schrift wesentlich beitragen, indem sie die geistesgeschichtlichen Voraussetzungen, ohne die das größte kriegswissenschaftliche Werk nicht denkbar wäre, ins Bewußtsein rüst.

W. U. Söhr.

Weltgeschichte und Schweizergeschichte.

Matthias Gelzer: Caesars weltgeschichtliche Leistung. Heft 6 der „Vorträge und Schriften“ der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin 1941.

Prof. Dr. Matthias Gelzer gibt in seiner kleinen Schrift über Caesars weltgeschichtliche Leistung eine vorzügliche Einführung und Ergänzung zu seiner umfassenden Biographie dieses großen Staatsmannes und Feldherrn. (Verlag Georg D. W. Callwey, München 1941; vergl. Besprechung in Heft 12, März 1942 dieser Zeitschrift.) Indem Gelzer in knappen scharfen Strichen die letzten republikanischen Jahrzehnte umreißt, schildert er die Unzulänglichkeit der gemeindestaatlichen Verfassung für das gewachsene Weltreich, die unüberwindlichen Hindernisse, welche sich aus der römischen Vergangenheit für eine friedliche, regelmäßige Fortentwicklung des Staatslebens ergeben mußten. Damit tritt das Dramatische, einer höhern Fügung unterworrene an der Erscheinung Caesars in den Vordergrund. Der unbezahlbare Machtwillen dieses Römers bleibt geadelt durch die Überzeugung von der Fähigkeit, den politischen Gebrechen des Zeitalters abzuholzen, durch die Hoffnung, Ruhe in Italien, Friede in den Provinzen und die Erhaltung des Reiches gewährleisten zu können. Mit Caesars Taten öffnen sich die Pforten für die augusteische Ära.

Hermann Heimpel: Kaiser Friedrich Barbarossa und die Wende der staufischen Zeit.
Strasburger Universitätsreden. Heft 3. Verlag Hünenburg, Strasburg
1942.

Eine Zeit, die aus der Enge der Einzelstaaten nach Überbrückung der Grenzen strebt, um im Zusammenschluß großer Räume die Basis wirtschaftlicher Entwicklung und geistiger Entwicklung zu finden, wendet ihren Blick unwillkürlich suchend zurück nach den Epochen, in denen die Welt eine Einheit war oder doch noch als solche empfunden wurde. Nach dem Verfall des römischen Reiches erhielt der Gedanke der Einheit, der Einheit allerdings nur noch der christlichen Welt, d. h. damals mit europäischem Vorzeichen, neue Kraft im deutschen Kaiserthum, bis mit der Hinrichtung Konradins die Hoffnung einer realen Erfüllung versank. Letzten Glanz in Macht und Geist empfing die Idee eines christlichen Weltreiches durch die Herrschaft Friedrich I. von Hohenstaufen. Rainald von Dassel konnte die Könige von England und Frankreich als nachgeordnete Kleinkönige bezeichnen, als Führer der Kreuzzüge stand der Kaiser an der Spitze der Welt. In einem Vortrag über Kaiser Friedrich Barbarossa und die Wende der staufischen Zeit gibt Professor Hermann Heimpel ein interessantes Bild des Lebenswerkes dieses Kaisers. Gestützt auf die Arbeiten von Peter Nassow *) und Eberhard Otto zeigt er, wie der Staufer anknüpfend an salische Tradition die Zügel der Politik mit fester Hand aufnahm und eine der päpstlichen überlegene Diplomatie schuf und betrieb. Indem sich Barbarossa dabei aber von der starren Rechtsauffassung einer Überordnung des Kaisers über den Papst löste, wohl vor allem gezwungen durch die Niederlage von Legnano, und die Kurie in ihrer kirchlichen Sphäre von jedem Eingriff kaiserlicher Macht befreite, schob er auf der anderen Seite seine territorialen Ansprüche um so unausweichlicher in den Vordergrund. Der Papst, auf geistlichem Gebiet übergeordnet, auf weltlichem Gebiet gleichgeordnet, mußte in der politischen Ebene den kaiserlichen Machtmitteln weichen und doch schließlich auf den zweiten Platz rücken. Friedrich blieb auch ohne Erreichen seiner ursprünglichen Rechtsziele tatsächlich der Sieger. In der deutschen Politik wendet sich Heimpel gegen die Auffassung, daß der partikularistisch wirkende Leihzwang auf Barbarossa zurückginge. Erst in der Schwäche des Reiches ist solcher Satz begründet und wohl auch auf die sofortige Verleihung der eingezogenen Lehren des Verurteilten Heinrichs des Löwen in Gellenhausen 1180 gestützt worden. Die Reichsplanning Friedrichs I. trug nicht schon notwendig den Keim des Verfalles in sich, sie brauchte aber Zeit zum Ausreifen, und das Schicksal hat mit dem frühen Tode Heinrichs VI. gegen sie entschieden. — Wer sich mit der Regierungszeit Barbarossas beschäftigen will, wird als Einführung gerne zu dem Vortrag von Heimpel greifen. Auf wenigen Seiten sind dort die tragenden Ideen der kaiserlichen Politik, Honor Imperii und Reformatio Imperii, klar zum Ausdruck gebracht und fesselnd geschildert, wie sie vornehmlich durch die diplomatische Kunst des Staufers verwirklicht wurden.

U. W. v. Hassell.

Willy Andreas: Deutschland vor der Reformation; eine Zeitenwende. Dritte, durchgesehene Auflage. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Berlin 1942.

Das Bild des Mittelalters stellt sich zunächst als eine große Einheit dar. Das Ganze ist ein christlicher Körper, das Corpus Christianum, regiert von der geistlichen und weltlichen Gewalt. Aber schon frühe machten sich einzelne Risse bemerkbar, die schließlich zur Auffaltung des Weltbildes führten. Allerdings wurde von der Kirche die Gefahrenzone der Häresie siegreich überwunden, aber bald kam ein anderes Ferment in Form der Laienreaktion. Diese letztere wird die beherrschende Erscheinung in den Anfängen der Renaissance. Die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert ist zwar die Vorgeschichte der Reformation, aber doch viel mehr als das. Kaiser Maximilian I. ist eine für diese Zeit charakteristische Persönlichkeit, die sich zwischen Mittelalter und Renaissance bewegt. Es ist ein ausgesprochenes Übergangszeitalter mit flüssigen Verhältnissen. Ohne das Buch von Andreas in eine Schablone pressen zu wollen, darf man es doch, nun es in dritter Auflage vorliegt, als ein glänzendes Beispiel der Kulturgegeschichtsschreibung bezeichnen. Schon bei seinem ersten Erscheinen vor zehn Jahren mit Begeisterung begrüßt, verdient

*) Vgl. Besprechung Juniheft 1942, Seite 194.

auch die neueste, durchgesehene Ausgabe das Prädikat eines Werkes von bleibender Bedeutung. Es handelt sich um eine grundlegende, nach Form und Inhalt ausgearbeitete Bearbeitung des Stoffes. In dem gewichtigen Band wird die Darstellung in drei Teile gruppiert: Zunächst Weltbild, Kirche und Volksreligiosität am Vorabend der Reformation; sodann Staat, Gesellschaft und Wirtschaft an der Neige des Mittelalters; und endlich die Seitenwende in Geistesleben und Kunst. Zwar hatte Ranke in seiner „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation“ einen Abriss der bisherigen Geschichte gegeben, aber eben nur der politischen Linien. Dass es locken musste, einen Gegenstand wie Deutschland vor der Reformation als Ganzes zu behandeln, ist selbstverständlich. Nachdem die Kultur der italienischen Renaissance, nachdem die Spätzeit des Mittelalters in Burgund und in den Niederlanden ihre eigenen Darstellungen gefunden hatten, steht das Buch von Andreas im gleichen Range wie die Werke von Burckhardt und Huizinga. Man wird heute dem Mittelalter gerechter entgegenkommen, als dies früher der Fall war. Diese Zeit will aus sich selbst verstanden sein, aus ihren eigenen Lebensbedingungen. Dazu ist freilich notwendig, dass der Historiker allen Erscheinungen, auch den ihm fernstehenden, mit der größten Unparteilichkeit entgegentritt. Diese Voraussetzungen erfüllt der Heidelberger Historiker Andreas in glänzender Weise.

Wenn es keinem Zweifel unterliegt, dass in der Geschichtswissenschaft die ins kleinste gehende Einzelsforschung überwiegt, so ist die eigentliche Geschichtsschreibung eine dringliche Notwendigkeit. Werke dieser Art sind selten, aber um so willkommener. Andreas bietet eine Zusammenfassung eines gewaltigen Stoffes an Quellen und Einzelarbeiten. Viel versprengtes Material aus den langen Reihen der landesgeschichtlichen Zeitschriften ist herangezogen, und dabei wurde auch der Anteil der Schweiz in gebührender Weise berücksichtigt. Zahlreiche Vorarbeiten und Untersuchungen des Verfassers lagen bereits vor und geben über den Umfang des Quellenstudiums und der Literaturbenutzung Auskunft. So ist die Geschichte Deutschlands vor der Reformation nicht nur Darstellung, sondern sie vermittelt auch Forschungsergebnisse. Das Handwerkliche und Technische, die Stellung zu bisherigen Arbeiten, sowie die methodischen und kritischen Vorfragen sind in dem gehaltvollen Anhang enthalten. Der darstellende Text ist völlig frei von Fußnoten und Anmerkungen und bietet sich dem Laien und dem Geschichtsfreund in lesbarster Form dar.

Religiosität und Kirche würden für sich allein eine zusammenhängende Schilderung ergeben haben. Doch war es für Andreas von wesentlicher Bedeutung, auch die andern Zweige der deutschen Kultur einzubeziehen und zum Gesamtbild zu vereinigen. So entsteht ein farbiges Bild von grösster Vielfalt. Es sei etwa hingewiesen auf die Darstellung von Reich und Territorien, der späten Ritterkultur, des Städtewesens, der ländlichen Verhältnisse und der Verbote des Bauernkrieges, des Humanismus, der Naturwissenschaft und Naturphilosophie, des Ausklanges der Gotik. Die kirchlichen Verhältnisse sind in einer ganz neuen Betrachtungsweise dargestellt. Nicht nur die dunklen Seiten, sondern auch die positiven Züge werden dem Leser zur Kenntnis gebracht, aber auch die kämpferische und verteidigende Betrachtungsweise früherer katholischer Autoren ist nicht mehr angängig und mußte selbstverständlich ausscheiden. Es ist Andreas gelungen, den Streit der Konfessionen von diesem Buche fernzuhalten, obwohl in gewissen grundsätzlichen Fragen Protestanten und Katholiken immer auseinander gehen werden. Wenn beim späten Rittertum der Niedergang unleugbar ist, so hält sich die Auffassung doch völlig frei von der ältern groben Schwarzmalerei.

Das Buch lässt das starke Ethos des Verfassers erkennen. Der Vorwurf seines Werkes ist ihm nicht Objekt kritischer Bergliederung oder ästhetischen Genusses, die Darstellung von Andreas ist erfüllt von innerem Anteil und Ehrfurcht vor den Schicksalsgewalten, die um die Seele eines Volkes ringen, wenn eine neue Zeit im Unbruch ist. „Deutschland vor der Reformation“ ist eines der ganz wenigen Beispiele umfassender Geschichtsauffassung und echter Geschichtsschreibung.

Anton Vargiader.

Lüthi, W.: Die Haltung des Auslandes im zweiten Vilmerger Krieg 1712. In: *Bässler Beiträge zur Geschichtswissenschaft*, Bd. 2. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel 1938.

Der Hinweis auf die vorliegende Arbeit über das Eingreifen des Auslandes in die innerpolitischen Verhältnisse der Schweiz während der Toggenburger Wirren ist auch heute nicht weniger angezeigt als vor vier Jahren.

Dem Verfasser ist es darum zu tun, an Hand einer Unmenge von Korrespondenzen und weiteren Akten hinein zu leuchten in die für unser Land oft so verhängnisvoll gewordene Tätigkeit der fremden Gesandten. Daß eine solche Untersuchung zur Gewinnung eines festen vaterländischen Standpunktes immer wertvoll und lehrreich ist, zeigt auch die gegenwärtige Abhandlung.

Zürich und Bern, die günstige Gelegenheit erfassend, hatten zur Rückgewinnung ihrer durch den zweiten Kappeler Landsfrieden verloren gegangenen Vormachtstellung angezeigt. Aber dieses Vorgehen paßte den Kriegsparteien, vorab Frankreich, dem Kaiser und dem Papst, nicht in den Kram.

Dem Verfasser ist es nun im Hauptteil seiner Arbeit gelungen, mit großem Fleiß und Geschick die diplomatischen Verwicklungen zu entwirren und die unheimliche Tätigkeit des schlauen Franzosen Du Luc, des dummköpfigen Österreichers von Trautmannsdorf und des aufrührerischen Italiener Caraccioli ins helle Licht zu rücken und klar und lebendig darzustellen. Die Folgen ihrer Umtriebe, namentlich des väpstlichen Nuntius Caraccioli und des Marquis Du Luc, waren der Verrat. Ganze Volksteile der innern Orte wurden irr am Vaterland und erklärten sich sogar in ihrer Verblendung bereit, der Aufteilung der Schweiz unter Frankreich und das römische Reich deutscher Nation die Hand zu bieten.

Kürzer und straffer zusammengefaßt wünscht sich der Leser Einleitung und Schlußbetrachtung. Auch die Abänderung des im männlichen Sinne üblichen Wortes „Ort“ für Stand oder Kanton in die sächliche Form, wie z. B. „Es (Zürich) war dasjenige Ort, das am meisten Nutzen aus der Zollfreiheit zog, . . .“ (S. 8, 16) hätte sich der Verfasser ersparen dürfen. Dennoch handelt es sich bei seiner Veröffentlichung um eine Arbeit, die unserm Volke heute viel zu sagen hat.

Ernst Steinemann.

Hans Rieben: Prinzipiengrundlage und Diplomatie in Metternichs Europapolitik 1815—1848. (Verner Untersuchungen zur Allgemeinen Geschichte, herausgegeben von Werner Räf, Heft 12), Verlag Sauerländer 1942.

Nach den Erschütterungen, die die französische Revolution und die napoleonischen Kriege in Europa bewirkten, versuchten die vier siegreichen Mächte Österreich, Russland, England und Preußen eine dauerhafte Ordnung aufzurichten. An den grundlegenden Beschlüssen des Wiener Kongresses wie der darauffolgenden Jahre kam dem österreichischen Staatskanzler Fürst Metternich ein bestimmender Anteil zu. Der Fürst, der seit 1809 die Außenpolitik des Kaiserstaates lenkte, ließ sich dabei — wie den Ausführungen von Rieben zu entnehmen ist — von Abschauungen leiten, denen er, unkritisch genug, allgemeine und überzeitliche Gültigkeit beimaß. Sein Leben lang, auch nach seinem Sturz, kämpfte er unentwegt, durch keine Erfahrungen in dem Glauben an seine politischen Ansichten beirrt oder erschüttert gegen die (wie er meinte) nur verderblichen politischen Ideen der Aufklärung und der Revolution, vor allem gegen die Lehre von der Gewaltenteilung und der Volkssoveränität, in welchen er das negative, das *z e r s t ö r e n d e* Weltprinzip schlechterdings erkannt zu haben sich rühmte. Diesem stellte er ein positives Weltprinzip, das Prinzip der Erhaltung des rechtmäßig Gewordenen gegenüber. Die sichtbare Verkörperung dieses guten Prinzipes sah er in den Mächten der Erhaltung, so in der kraftvollen, durch keine Gewaltentrennung untergrabenen Autorität des souveränen Fürsten oder in der blinden Respektierung der Verträge des Wiener Kongresses, möchten diese das Leben der Völker beengen, ihre Entfaltung behindern oder nicht. Von diesen abstrakten und starren, der Mannigfaltigkeit des Geschehens spöttenden Ansichten aus bewertete und behandelte Metternich die politischen Ereignisse während der neununddreißig Jahre seiner Kanzlerschaft. Kein Wunder, daß ihm im Laufe der Zeit Mißerfolg um Mißerfolg beschieden war. Der Glaube an die absolute Gültigkeit seiner Prinzipien versperrte ihm den Weg zur realen Welt. Er erkannte die zweifellos schöp-

ferischen und aufbauenden Kräfte in der liberalen Ideenwelt nicht, für die nationalen Kräfte ging ihm jedes Verständnis ab. Denn alles, was sich seinem Gedanken-
system und seinem diplomatischen Spinngewebe nicht einfügte, was ihm nicht dem positiven Weltprinzip zu entsprechen schien, verwarf er grundsätzlich, unfähig zu einer sachlichen Auseinandersetzung mit den Ideen und Zielen seiner Gegner. In den um ihre Freiheit kämpfenden Griechen konnte er darum nicht die leidenden Mitchristen und Europäer erblicken, sie waren für ihn die Empörer gegen eine rechtmäßige, wenn auch islamische Oberhoheit, und damit die Diener des zerstörenden Weltprinzips, die um jeden Preis wieder unterworfen werden mußten. Die Schweiz der Vierzigerjahre, in der um die bundesstaatliche Ordnung gerungen wurde, erschien ihm als ein morsches Gebäude voller moralischer Fäulnis, als ein Staatswesen, das mit gewaltigem Fortschritt der Auflösung entgegenging. Nach seiner Auffassung sollten die Verträge von 1815, die die Grundlage für das neu geordnete Europa bildeten, unter allen Umständen und zwar möglichst unverändert erhalten bleiben. Den Großmächten Österreich, Russland, England und Preußen, später auch Frankreich, fiel daher die Aufgabe zu, jeden revolutionären Aufstand zu unterdrücken. Sie hatten die Pflicht, einen von der Revolution bedrohten Staat durch ihre Intervention zu bewahren. Unaufhörlich kämpfte Metternich für das Zustandekommen einer einigermaßen geschlossenen Einheitsfront der fünf Großmächte und für ein stabiles, dauerndes Gleichgewicht innerhalb von Europa, der unumgänglichen Voraussetzung für das Fortbestehen der 1815 geschaffenen neuen Ordnung. Aber gerade diese Pläne ließen sich nicht verwirklichen. Nicht nur erhoben sich die Vorkämpfer der Ideen von Aufklärung und Revolution immer wieder von neuem; auch von anderer Seite drohte dem positiven Prinzip Metternichs eine nicht geringe Gefahr: es waren die einzelnen Großmächte selbst, die sich von der „Allianz“ allmählich distanzierten, um ihre politischen Sonderinteressen desto ungehinderter verfolgen zu können. Das sollte sich mit aller Deutlichkeit im griechischen Freiheitskampf erweisen, als England und Russland ihren besonderen Zielen nachstrebten, ohne sich um die Erhaltung einer europäischen Einheitsfront zu kümmern. Die realen politischen Verhältnisse führten notgedrungen zu einer Auflösung der alten Allianz der fünf Großmächte, zu einer Scheidung in die konservative Gruppe der drei Ostmächte Russland-Osterreich-Preußen und in die liberaler gesinnte Gruppe der beiden Westmächte Frankreich-England. Um das Schlimmste, einen europäischen Krieg, zu verhindern, der die ganze mühsam errungene Ordnung des Wiener Kongresses vernichten mußte, sah sich Metternich dauernd genötigt, Kompromisse einzugehen, im einzelnen diplomatischen Fall Zugeständnisse zu machen, um sein System oder wenigstens den Schein einer europäischen Einheit nach außen zu wahren. Er mußte es sogar zulassen, daß die belgische Revolution durch die Großmächte selbst sanktioniert wurde, er, der doch jede revolutionäre Erhebung nur als Ausfluß des negativen Prinzips betrachten konnte.

Der Verfasser der vorliegenden, in ihren Hauptgedanken hier kurz wiedergegebenen gut dokumentierten Abhandlung hat sich seiner Aufgabe mit großem Geschick entledigt. Besonders die Darstellung des verwickelten diplomatischen Spieles in der griechischen und belgischen Frage verdienen volle Anerkennung, sie gehören zum Besten in dieser Studie. Eine besondere Aktualität gewinnt die Abhandlung dadurch, daß der Verfasser den Versuch einer europäischen Friedensordnung, wie er 1815 unternommen worden ist, und die diplomatischen Mittel Metternichs, die der Erhaltung des Friedens dienen sollten, in fesselnder Weise schildert. Wiewohl der Leser durch die zahlreichen Zitate und mancherlei Zwischenbemerkungen ein ziemlich plastisches Bild von Metternich selbst erhält, vermischt man eine Vertiefung nach der psychologischen Seite hin. Man erfährt zu seiner Überraschung, daß der Staatskanzler, der sein Leben lang gegen die politische Ideenwelt der Aufklärung kämpfte, seine rationalistische Denkweise eben dieser Geisteswelt entnahm, ihr dauernd verhaftet blieb. Von hier aus tiefer in die Persönlichkeit Metternichs einzudringen, wäre eine verlockende Aufgabe gewesen, die aber offenbar über den Rahmen dessen hinausging, was sich der Verfasser vorgenommen hatte.

Ernst Bohnenblust.

**Kläui, Paul: Ortsgeschichte. Eine Einführung. Verlag Schultheß & Co., Zürich
1942.**

Die liebevolle Beschäftigung mit der engeren Heimat und ihrer Vergangenheit bildet gewiß einen nicht zu unterschätzenden Aktivposten im schweizerischen Kulturleben. Aus dieser Besessenung in Geschichte und Heimatkunde entwickelte sich schon früh eine reiche Literatur, die heute ganze Bibliotheken zu füllen vermöchte. Die wissenschaftliche Qualität der lokalgeschichtlichen Arbeiten muß allerdings von nüchterner Kritik, die nicht schon guten Willen als Leistung gelten lassen darf, sehr verschieden beurteilt werden. Die Gründe dafür lagen früher unter anderem im Fehlen einer auch dem Laien dienenden, zuverlässigen Unterweisung. Um diesem Mangel abzuhelfen, hatte Prof. A. Dändliker vor rund einem halben Jahrhundert eine Anleitung zum Erforschen und Darstellen einer Ortsgeschichte und Heimatkunde verfaßt, die recht wertvolle Dienste leistete, die aber heute vergriffen und teilweise veraltet ist, und die, vielleicht infolge einer etwas hausbackenen Art, in ihrer weiteren und tieferen Wirkung beschränkt blieb.

Im Auftrage des Regierungsrates des Kantons Zürich hat nun Dr. P. Kläui, Kenner schweizerischer Vergangenheit und Herausgeber verschiedener Quellenpublikationen, die Schrift Dändlikers durch ein neues selbständiges Werk erjeckt. Er schuf damit nicht nur eine Einführung in das historische Arbeiten für den nicht als Fachmann ausgebildeten Geschichtsfreund, sondern eine richtige kleine Methodik der Geschichtswissenschaft, die auch dem Studenten lebhaft empfohlen werden kann.

Das Werk gliedert sich in eine „Anleitung“, in der die von reicher Erfahrung zeugenden Seiten über die Arbeitsweise eingehender Beachtung würdig, und eine „Einführung in die Stoffgebiete“. Das von H. Erb mit Unterstützung durch Conservator G. Vogt vom schweizerischen Landesmuseum verfaßte Kapitel „Ur- und Frühgeschichte“ arbeitet sehr klar Methodisches und Grundsätzliches heraus, wie man es heute wohl noch an keinem andern Orte findet. Die hier enthaltene Warnung vor dilettantischem Ausgraben und damit zerstören wichtigster Überreste scheint leider nicht unnötig und sollte unbedingt beherigt werden. Die folgenden Kapitel geleiten nun durch das ganze Gebiet der mittelalterlichen und neueren Geschichte, immer im Hinblick auf schweizerische Verhältnisse. Als Stoffgebiete der Ortsgeschichte werden genannt: die germanische Besiedlung, Adel und Burgen, Grundbesitz und Grundherrschaft, Eigenleute und Hörige, Gericht, Vogtei, Verfassung, Dorf und Stadt, Kirche, Schule, Wirtschaft, Wehrwesen, Volksleben, Familiengeschichte, helvetische Urmwälzung und 19. Jahrhundert. Ich vermisste dabei eigentlich nur einen eigenen Abschnitt über die Kunst (nicht nur als Einschub im Kapitel „Kirche“). Denn die Würdigung erhaltenen Kunstwerke setzt besondere Kenntnisse voraus. Ist der zur Verfügung stehende Raum zu beschränkt, solche zu vermitteln, wäre wie im Abschnitt über die Urgeschichte die Weisung am Platze, den Fachmann aufzusuchen. Vielleicht würden auch die mit der Darstellung der wirtschaftlichen Entwicklung des 19. Jahrhunderts verbundenen Schwierigkeiten ein ausführlicheres Eingehen und Angabe von gewissen Grundsätzen und Leitlinien gerechtfertigt haben.

Der im Vergleich zum Text recht umfangreiche Anhang erweitert Auskunft über Maß, Gewicht und Münzen, über Grundsätze für den Druck von Quellenstellen; er enthält ferner Sacherklärungen und eine Bibliographie von dreißig Seiten. Diese weist die wichtigsten Werke der allgemeinen Literatur sowie die maßgebenden Darstellungen aus den Nachbarländern auf; sodann verzeichnet sie die wesentlichen bibliographischen Hilfsmittel, Quellenausgaben und Nachschlagewerke (Wörterbücher und Sachlexika), historische Zeitschriften und das Wichtigste zur Schweizergeschichte. Für Zürcher Benutzer werden fortan das Verzeichnis des Schrifttums zur Geschichte von Stadt und Landschaft Zürich und die anschließende, nach Bezirken geordnete Bibliographie der ortsgeschichtlichen Literatur des Kantons Zürich grundlegende Hilfsmittel bilden.

Dem handlichen, sauber gedruckten Bändchen möchte man eine recht weite Verbreitung wünschen, nicht nur im Kanton Zürich, sondern in der ganzen Schweiz. Obwohl das Kapitel Dändlikers über Behandlung der Heimatkunde in der Schule weggefallen ist, sähe man die „Ortsgeschichte“ gerne in den Händen der Lehrer der verschiedenen Schulstufen, da Kläui gegenüber der heute besonders in der Schweizergeschichte allzu beliebten Schriftstellerei wieder einmal das Problem der Forschung,

des Darbietens der aus den Quellen gewonnenen Ergebnisse zur Gestaltung bringt. In der Anregung zum Neudurchdenken des geschichtlichen Stoffes und seiner Vermittlung liegt, neben all den praktischen Handreichungen, ein wesentlicher Verdienst dieser Arbeit.

Dietrich W. H. Schwarz.

Jacob Burckhardt.

Jande Oskar: Jacob Burckhardt. Zum Sehen geboren. Ein Brevier. Verlag R. Piper & Co., München 1942.

Was Jacob Burckhardt vom Künstler verlangt, daß er ein Tröster der Menschen sei, ist er selber für unsere Zeit geworden. Als ein Seher der Zukunft in der Vergangenheit stellt ihn Jande dar und von diesem Gesichtspunkt aus hat er eine Auswahl getroffen. Jacob Burckhardts Persönlichkeit und ihr Zusammenhang mit seinem Werk, d. h. als Helfer, Lehrer und Freund, Charakteristiken und Gestalten, vom duldenden, strebenden und handelnden Menschen, zur Kritik der Zeit, heizten die fünf Abschnitte, in denen Berf. kleinere und größere Stücke aus Burckhardts Gesamtwerk uns vorlegt. So entsteht ein Werk, das ähnlich, wie Montaignes Essais oder Schopenhauers Aphorismen zur Lebensweisheit gleichzeitig entzündet und zum Nachdenken reizt, das Gegenwart und Vergangenheit erhellt und uns lehrt, daß die eigene zeitliche Existenz nicht eben wichtig ist. Die Zusammenstellung verschiedener Werke gibt zuweilen überraschende Ausblicke. So lesen wir auf S. 272 aus den allgemein bekannten Briefen an Friedrich v. Preußen: „Man mag sich nur nicht gern eine Welt vorstellen, deren Herrscher von Recht, Wohlergehen, bereichernder Arbeit und Industrie, Kredit usw. völlig abstrahieren und dafür absolut brutal regieren könnten. Solchen Leuten treibt man aber die Welt in die Hände mit der heutigen Konkurrenz um Teilnahme der Massen bei allen Parteidfragen.“ Kurz darauf (S. 277) aus einem Brief an Friedrich Salomon Bögelin: „Die volle Applikation des Massentums auf die Religion haben wir eben noch nicht erlebt.“ Armes Europa, seufzen wir unter dieser neuen Perspektive und fühlen uns allerdings nicht gerade getröstet.

Und nun möge der Leser diese Fülle von Gestalten durchwandern von der griechischen Polis und seiner Kunst über Sokrates, Alkibiades zu Dante, Savonarola, Rubens; sodann zum Menschen an sich, zum Christentum und der Kirche, zum Staat und seiner Macht, zu Krieg und Frieden und schließlich zum „großen Menschen“. Man wird dann verstehen, daß Jacob Burckhardt heute zum Klassiker geworden ist, den man mit dem Berf. unbedenklich neben Goethe nennen kann.

A. Speiser.

Pages Suisses.

Eugène Pittard: Préhistoire de la Suisse. Pages Suisses, Cahier No. 12. Kundig, Genève 1942.

Der Verfasser wendet sich nicht an Paläontologen, sondern an ein weiteres Publikum in der Absicht, diesem die Vorgeschichte des Gebietes, das sich heute Schweiz nennt, näherzubringen. Insbesondere wird das Auftreten des Menschen, dessen Spuren sich allgemein seit dem Diluvium feststellen lassen, beleuchtet. Pittard beschränkt sich auf die Steinzeit und führt uns durch ihre drei Zeitalter: Paläolithikum (Altsteinzeit), Mesolithikum (mittlere Steinzeit) und Neolithikum (Jungsteinzeit). Parallel zeigt er uns die Bezeugnisse und die Rassen jeder Stufe.

Die ersten in unserem Lande auftretenden Menschen gehören der Neandertalrasse an und vertreten den als Moustérien bezeichneten Kulturtypus. (Höhlen von Wildkirchli, Drachenloch, Wildenmannloch, Gotenher us.) Der wichtigste Typus des Jungpaläolithikums wird Magdalénien genannt, mit der Cro-Magnon- und der Chancelade-Rasse. (Höhlen von Kesslerloch, Schweizersbild us.) Mit dem Mesolithikum beginnt die Epoche des Steinschliffes (Funde in Pfeffingen, Kreuzlingen, Källiken us.), die im Neolithikum ihren Höhepunkt erreicht. Die Jungsteinzeit ist das Zeitalter der Pfahlbauer. Dieser Menschentypus gehört einer Kurzkopfrasse an, deren Ursprung wahrscheinlich in Asien liegt und die sich besonders über das Alpenmassiv, von den Karpathen westwärts, verbreitete; daher die Bezeichnung als Homo alpinus. Diese Rasse brachte den Getreidebau und die Viehzucht nach Eu-

ropa. Sie ist die erste, die das Prinzip der Seßhaftigkeit, sei es in Pfahlbauten oder Festlandsiedlungen, durchführte.

Wir können das Werklein Pittard's, das bei aller Wissenschaftlichkeit lebendig und geradezu fesselnd geschrieben ist, jedem empfehlen, der sich über unsere Vorgeschichte kurz und doch er schöpfend orientieren will.

Emile-Albert Nillaus: Pestalozzi. Pages Suisses, Cahier No. 9, Kundig, Genève 1942.

Noch eine Pestalozzi-Biographie! wird sich mancher Leser denken. Entsprach sie einer Notwendigkeit? Dieje Frage kann man ohne Bedenken von vorneherein mit Ja beantworten und wenn man Nillaus' Arbeit gelesen hat erst recht. Pestalozzi ist in der welschen Schweiz leider noch nicht genug bekannt: nicht die großen Linien seines Werkes, aber seine Eigenart des Ausdruckes, sein Stil, in dem sich die ganze Seelengröße dieses einzigartigen Menschen wider spiegelt. Und deshalb sei dem Verfasser für die vielen trefflich übersetzten Zitate aus Pestalozzis Schriften besonders gedankt.

Leben und Werk Pestalozzis sind auf kleinstem Raum zusammengefaßt, so daß dieses Büchlein eine ausgezeichnete Einführung darstellt. Einzig eine straffere Synthese der Grundgedanken wäre wünschenswert gewesen. Die Betrachtungen zur Philosophie Pestalozzis sind in der ganzen Arbeit zerstreut. Diese Synthese am Schluß hätte dem Buch eine großartige Steigerung verliehen, während es so etwas farblos endet. Hier sei eine Bemerkung erlaubt. Nillaus streift nur kurz den Einfluß Rousseau's auf Pestalozzi, der gewiß nicht zu unterschätzen ist. Er hebt aber unseres Erachtens zu wenig hervor, daß, was bei Rousseau Theorie bleibt, bei Pestalozzi zum Erlebnis und zur Erfüllung wird. Welch ein Gegensatz besteht ferner zwischen Pestalozzis kindlichem Gottesglauben und dem kontemplativen Pantheismus des Genseitens. Aus diesem Gottesglauben fließt das Leitmotiv der ganzen Lehre Pestalozzis: die Liebe. Diese Liebe durchzieht und durchwirkt seine erzieherischen Forderungen und führt so den Menschen zu Dem zurück, Der der Inbegriff der Liebe ist.

Wir wünschen dem 9. Band der Pages Suisses die größtmögliche Verbreitung. Daß recht Viele daraus, in unserer zerrißenen Welt, den Weg zum wahren Menschentum finden mögen, aus der Betrachtung des Werkes jenes Mannes, von dem Lavater sagen durfte, daß Jesus keinen bessern Jünger gehabt hat.

Maurice Kues: Croquis genevois. Pages Suisses, Cahier No. 10, Kundig, Genève 1942.

Der Titel dieser Skizzensammlung klingt vielverheißend und der Leser erwartet, vor seinen Augen die alte Stadt am See erstehen zu sehen, ihre Klänge zu hören, ihre Lust zu atmen. Mit Ausnahme der Skizzen „Aux Grottes“ und „La ville au bout du lac“, sieht er sich enttäuscht. Gewiß, „Henri Goldberg“ und „Tante Sylvie“ sind glänzend gelungene Portraits, aber sie stellen keine Gestalten dar, die als ausgesprochen und unbedingt genferisch gelten können.

Wie steht es nun mit den beiden erstgenannten Skizzzen? — Der Ton ist gemütlich, burghilos, manchmal nur zu sehr, wie in der Schilderung des Denkmals von General Dufour. Betrachten wir einen Satz wie: „Je descends lentement entre les deux rangées de maisons. Le soleil rend les trottoirs aveuglants. Heureusement il y a de grandes ombres où la vue se repose“, und vergleichen ihn mit folgendem: „La rue est très longue, très large. Partagée en deux par l'ombre d'un bout à l'autre, mi-parti bleu, mi-parti jaune, elle ressemble à un drapeau“, so begreifen wir sofort, was Kues fehlt: es ist die Gabe, der dargestellten Landschaft eine Atmosphäre zu verleihen. Seine Bilder sind blaß, seine Adjektive zum großen Teil unpersönlich. Zuvielen Dinge werden leicht hin mit dem Epitheton „joli“ bedacht. Kues' Beschreibung grenzt leider zu oft an ein liebenswürdiges Geplauder, sie überzeugt nicht oder nur halb. Das obengenannte Zitat hingegen ist gewaltig in seiner einmaligen Originalität. Wir erraten auch ohne Mühe seinen Verfasser: Ramuz. Er sieht die Natur jedes Mal neu, woraus spontan und überraschend die Metapher entspringt. Dieser Ausdruck höchster Kunst bleibt Kues hier versagt.

Weit besser als die Charakterisierung der Landschaft gelingt Kues diejenige

des Menschen. Der Judenknabe Henri Goldberg und die lästliche Figur der Tante Sylvie sind Meisterstücke psychologischer Darstellung und beanspruchen mit größerem Recht den Titel „croquis“, wenn auch nicht „genevois“.

Carl Theodor Gossen.

Beiträge zur Literaturgeschichte.

Max Kempter-Lott: Quellen zu Richard Wagners Tannhäuser-Dichtung. Verlag Hug & Co., Zürich 1942.

Es ist stets verdienstlich, auf Wagner als Dichter hinzuweisen. Wer seine Werke als Dramen kennt, findet auch den Zugang zu den Tiefen und Schönheiten seiner Musik. So betont der Verfasser mit Recht, Musik und dramatische Dichtung gingen Hand in Hand — weniger stimmen wir ihm zu, wenn er verlangt, die Beurteilung solle daher „notwendig von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus vorgenommen werden“. Uns scheint, es wären bei jeder Deutung immer beide gleichzeitig zu berücksichtigen: die Musik darf nicht für sich allein, als absolute, empfunden werden; bei der Dichtung anderseits muß das Tongewebe mitgehört werden. Wir vermissen daher bei Kempter das Unterlassen jeder Hindeutung auf die musikalische Gestaltung, das Fehlen jeden Leitmotivs. Gern hätten wir solche Überschreitung des Rahmens seines Titels gesehen. Die kleine Schrift wäre dadurch für einen weiteren Kreis lesbare geworden. Jetzt befriedigt sie wohl weder Laien noch Kenner. Erstere nicht, weil sie kaum ein klares Bild der freilich sehr verwickelten Quellenfrage gewinnen können, gerade wegen des fast übertriebenen wissenschaftlichen Apparates, den der Verfasser aufbaut. Es wimmelt von Namen, wo klare Sichtung erwünscht wäre. Dabei vermisst der Kenner andere Anreger, wie Bechstein und Simrock, hält Tieck und Hoffmann zu wenig berücksichtigt, dagegen Heine weit überschätzt. Gut hervorgehoben wird die Wahrscheinlichkeit, daß die Verbindung der verschiedenen Sagenstoffe vom Ritter und Sänger Tannhäuser, von Heinrich von Osterdingen, vom Hörselberg, vom Sängerkrieg auf Wartburg, auf eine Abhandlung des Königsberger Professors Lucas zurückgehe. Wäre dabei nicht auch auf andere Beziehungen hinzudeuten? Etwa auf Odysseus und Kalypso? Auf Wagners Vorwort von Holda und Venus? Auf unsere schweizerischen Anklänge an Venus (Verena, Vrenelisgärtli, freyn usw.)? Auf die verschiedenen Fassungen der Dichtung? Auf die musikalische Umgestaltung des Venusbergs?

Viel Raum widmet der Verfasser der Erörterung, ob des Papstes oder Tannhäusers Stab ergrüne, ob am Schluß die jungen Pilger ein Bruchstück des Stabes oder nur die Kunde vom wunderbaren Ergrünen mitbringen. (Eine berichtigende Ergänzung werde in einer kommenden Schrift nachgeholt.) All' dies ist sehr anregend, aber Wagner und den Hörern ist gewiß die szenisch-dramatische Wirkung Hauptache; Romantik ist über Methoden exakter Wissenschaft erhaben. Uns schiene die Überlegung wichtiger, daß der Stab „am dritten Tag“ ergrünt, obwohl Tannhäuser inzwischen verzweifelt zum Venusberg zurückkehrt. — In den Sagen von Sigurd wird erzählt, der ihm gereichte Vergessenheitstrank verliere allmählich seine Kraft, sodaß er sich nach und nach wieder an seine Verbindung mit Brunhild erinnert... sollte Wagner dieser Sage zuliebe sich seine „Götterdämmerung“ verderben, wo Siegfried durch den Gegentrank Hagens erst vor dem Tode auf einmal Brünnhildens bewußt wird?

Wertvoll ist die Beigabe des „Tannhäuser-Lieds“ von 1614 und des Entlibucher Volkslieds (mit Musik) vom „Tanhäuser“.

Kempter schreibt hier und da einen recht eigenwilligen Stil, der in neuen Auflagen Feilung ertrüge. Wir machen ihm diesen — Vorwurf gewiß mit mehr Recht, als er von seinem sich „selbst zum Vorwurf gemachten Thema“ spricht. Trotz mancher Beanstandungen wünschen wir der sehr fleißigen und wohlgemeinten kleinen Schrift aufmerksame Leser.

Carl Alfonso Meyer.

Montesquieu, Cahiers (1716/55). Textes Recueillis et présentés par Bernard Grasset. Paris, Grasset, 1941.

Es ist gewiß selten, daß ein Großer der Vergangenheit, von dessen Schaffen reichliche Zeugnisse bekannt sind, durch neue Funde in einem neuen, reicherem Licht

erscheint. Fast beispiellos aber ist das, wenn das neu an den Tag getretene Werk eigentlich gar kein Fund ist, sondern sein Vorhandensein immer bekannt war, ohne daß es ausgewertet werden konnte. Das ist der Fall mit Montesquieu's Notizheften, welche eine so abenteuerliche Odyssee auf ihrem lange vergeblichen Wege an die Öffentlichkeit hinter sich haben, daß der vorliegenden Auswahl die Geschichte dieser Irrfahrten gleich zweimal beigegeben wird, einmal als Vorwort von dem Verleger, der die Auswahl besorgt hat, und einmal als Nachwort von dem gelehrt Bibliothechar, der nun die Handschriften nach ihrer endlichen Erwerbung aus Privathand für die Stadtbibliothek Bordeaux in Hüt hat. Das Seltsamste dabei ist, daß diese Fragmente schon vor vierzig Jahren in einer bibliophil beschränkten Auflage herauskamen, aber trotz Bewertung durch einige Spezialgelehrte in weiten Kreisen völlig unbekannt blieben. Die bekannte Lässigkeit der Franzosen in vielen äußerer Dingen hat hier alles in allem eine tragikomische Rolle gespielt.

Dabei handelt es sich um ein Werk von höchstem Interesse und Wert. Man kannte Montesquieu bisher aus seinen größeren zusammenhängenden Schriften als Gesellschaftskritiker („Lettres Persanes“), als Geschichtsphilosophen („Grandeur et decadence des Romains“), als Staatsdenker („L'esprit des lois“); nun gesellt sich mindestens ebenbürtig der Moralist dazu, und die alten Blattseiten erfahren eine wesentliche Vertiefung, Abrundung — vor allem aber Verlebendigung. Denn was der Franzose als „littérature moraliste“ bezeichnet, umfaßt fast alle Inhaltsgebiete allgemeineren Denkens — auch Kunst, Literatur, Religion, Politik, Geschichte — alles jedoch meist in jener Form aufgeregter Einzelgedanken von kristallischer Ausprägung, die aus der Konversation einer hochgezüchteten Gesellschaft herstammt und deren die Franzosen unbestritten Meister sind. Ganz besonders richtet sich dieser „Moralismus“ aber insgesessen auf alles, was näher mit dieser Gesellschaft zusammenhängt: auf Verkehr, Liebe, Unterhaltung, Hofleben, psychologische Bergliederung der Leidenschaften, der Moral, der bewußten und unbewußten Verhüllungen, der Vordergründe und Oberflächen zugunsten der Hinter- und Untergründe — auf das Leben in seiner Bezugshheit auf die andern Menschen. Und in diesem weiten und fruchtbaren Horizonte, in welchem auch geringere Geister ertragreich mitarbeiteten, doch nur wenige eine Schau von tieferer Ganzheit entfalteten, hat Frankreich nun einen neuen Stern von großer Leuchtkraft entdeckt.

Auch bei Montesquieu handelt es sich nicht nur um ein kaleidoskopisches Feuerwerk von vereinzelten Geistesblitzen, sondern alle Einzel Einsicht ruht sicher in einer großen Lebensinsicht. Diese ist recht lautlos; sie tritt nicht schneidend und eiskalt in jedem Wort hervor, wie bei Voltaire, sie schwelt nicht alles mit dem großen Atem einer stillgewordenen tragischen Lebensliebe, wie bei Rousseau — sie ist nur eine Atmosphäre, deren Wesen und Verdienst gerade ist, daß man sie nicht gleich bewußt empfindet, die nur wie eine allgemeine Wohligkeit uns unmerklich durchdringt. Es ist eine sehr französische Atmosphäre, die in ihrer entspannten Selbstverständlichkeit doch nichts Schlaffes und Breites hat. Von scheinbar spannungslosen Grundlagen kommt Montesquieu zu den erleuchtendsten, richtigsten, ja stellenweise zu tiefen Dingen — und das ohne Schweiß, wie einer auf hundert zählt. Montesquieu ist mit vollendetem Leichtigkeit geistvoll und mehr noch: er zeigt sich hier durchaus als ein Geist ersten Ranges — nicht gerads allerersten, aber auf eine so schöne und vielfach französische Weise diese Möglichkeit bei Seite lassend, daß uns das Übermenschliche fast verdächtig wird. Er bleibt immer blank, geschwind, wohlgaunt.

Damit ist der Inhalt seines umjassenden Lebensgefühls schon gegeben: es ist das einer schlanken Lebensbefreundung, die die unendliche Fruchtbarkeit des Natürlichen, des Gesunden, Positiven, Gottgewollten ohne Wanken im Auge hat und durch ihren Blick auffschlägt, ohne metaphysische Krämpfe und Umwege. Montesquieu macht das Leben auf eine anständige Weise leicht, er macht es uns auf eine ehrliche, verdrängungslose Weise lieb. Dabei geht es, wie bei solcher französischen Einstellung selbstverständlich, gelegentlich nicht ganz ohne Plattheit und Zynismus ab. Aber zuletzt scheidet ein solcher Mensch doch nach Nietzsches schönem Wort „vom Leben wie Odysseus von Nauplia, mehr segnend als vertriebt“: dankbar, doch ohne unlösliche Verstrickung. Welcher unüberbietbare Gegensatz etwa zu Pascal! Hier ist alles undämonisch, auf eine spöttische und doch gütige Weise in seiner Mittelmäßigkeit gelöst, hell und heiter, heiter wie die Sonne des Südens flächen-

haft die Dinge erschließt, doch meistens ohne Flachheit im geistig-moralischen Sinne. Die Dinge tragisch zu nehmen, trübt das Beste an ihnen; Hass ist verhältnismäßig zu anstrengend. Und Montesquieu lebt klug, gelassen, mäßig; er nützt sein Leben aus, ohne gierig zu werden, er zieht das Beste daraus und weiß alle schmutzigen Bodenjähe unaufgerührt zu lassen. Er weiß, daß rohes wildes Lustdrängen sie aufröhrt; er weiß auch, daß wildes Drängen zum Unbedingten, hartnäckige Trauer um das Unmögliche sie gleichfalls ausführt. „Das Unbedingte gehört in die Pathologie“, sagt wiederum Nietzsche. Und Montesquieu weiß aus allen Dingen ohne Ausschließlichkeit ihre Reize zu ziehen, aus Sommer und Winter, Licht und Dunkel, Gesellschaft und Einsamkeit, ja sogar aus Lust und Schmerz. Glück ist mehr Gutwilligkeit dazu als äußerer Anlaß. Er weiß ohne Krampf im Augenblick zu leben und die bitteren Vor- und Nachgefühle liegen zu lassen. Ohne Angst, ja vielleicht mit einer leisen Ironie beobachtet er, wie das Schicksal der in ihrer Einfachheit überwältigenden „Richtigkeit“ dieses Lebens fast komisch entgegenkommt. Dabei ist Montesquieu viel zu klug, um zu glauben, er könne aus Furcht vor dem Rückstoß des eigenen Verneinens seinem geraden Geiste und Herzen es versagen, gegen Dummheit und Gemeinheit scharf zu werden. Aber das hält sich in dem großen und im Ganzen doch positiven Spiel mit der Welt. Es spaltet sich nicht in eine steile und süchtige Einsamkeit ab; das Gute und Sinnvolle überwiegt ja doch fast überall, wo er hingreift. Und wo es im Stile liegt, wo sich zu versagen roh und ungesellig (sauvage) wäre, da macht man manches mit, was rein sachlich nicht zu rechtfertigen wäre.

Neben recht herben Urteilen z. B. über den Absolutismus stehen Schmeichelerien an den König in Entwürfen zu Akademiereden, die zeigen, daß schließlich nur ein stiller, doch entschlossener Geist letzten Entweder-Oders wie etwa Fénelon sich der Suggestion metaphysisch gesteigerten Speicheldecks, die die ganze Zeit nach ihrer Peise tanzen läßt, entziehen. Doch führt solche Nachgiebigkeit bei Montesquieu nirgends zum Nationalismus. Nicht nur in ausdrücklichem Bekennnis, sondern aus tiefster Bestimmtheit herrscht überall Skepsis gegenüber kulturellen oder politischer Unmöglichkeit auch des eignen Volks, und viel wird da mit leichter Hand und großem Sinn zurechtgerückt. Überhaupt finden sich natürlich gerade auf außen- wie innenpolitischen Gebiete hier eine Fülle von klugen und scharfsinnigen Bemerkungen (obwohl betreffs der Nachlese zu den großen Werken die Auswahl hätte strenger sein dürfen), denen man ihr zweihundertjähriges Alter keineswegs anmerkt.

So sind die kleinen dynastischen Reverenzen und alle ähnlichen Konzessionen mäßige Preise, die Montesquieu bezahlt, um sich in der unscheinbaren glückselgenden Mitte zu halten, wo die Dinge uns erfüllen und nicht wir selbst. Alle äußersten Lagen erwecken Misstrauen, als solche, die hart, krampfhaft, geschwollen, ichbezogen im Bejahen und Verneinen machen. Hier öffnet sich, wenn uns die Welt Montesquieus manchmal etwas allzu temperiert, ausgewogen, bruchlos erscheinen will, eine Perspektive zu echt moralischer Größe — welche aber Perspektive bleibt und nicht zum Wegweiser wird, der über die fruchtbare Tiefebene der Erfahrung und des Lebens hinauszög. Erich Brodt.

Gedanken von Matthias Claudius ausgewählt von Richard Tüngel. Atlantis-Verlag, Berlin-Zürich 1941.

Der Herausgeber der „Gedanken von Claudius“ konnte nicht wie die Herausgeber der Gedanken Jean Pauls, Pestalozzis, Pascals aus einem fast unübersehbaren Reichtum vom Guten nur das Beste wählen. Das Werk des Wandsbecker Boten nämlich, so viele Seiten es auch füllt, ist an Gehalt doch ziemlich dünn. Die hohe Einfalt des frommen Toren schlägt allzu oft ins Kindische um und das Geplauder des Unbesangenen in eine ermüdende Geschwätzigkeit. Auch die Verehrung, die Claudius neuerdings in undichterer Absicht entgegengebracht wird, ändert an dem Sachverhalt nichts. Als Ganzes bleibt er eine sehr bescheidene, unauffällige Erscheinung. Aber hin und wieder sind ihm einzelne Verse gegliedert und hat er einzelne Äußerungen getan, die wirklich auf eine begnadete Kindlichkeit seiner Seele schließen lassen, auf eine reine Gläubigkeit ferner, die schon zu Lebzeiten des Dichters kaum mehr ihresgleichen findet. Das „Abendlied“ gehört dazu, die erschütternde Strophe über den Tod und das Gedicht mit dem Titel „Der

Mensch". Wir sind Richard Tüngel dankbar, daß er auch solche rein poetische Stücke, entgegen den Gepflogenheiten der Atlantis-Gedankenreihe, in die Sammlung aufgenommen hat. Mit den sorgfältig ausgewählten Prosastellen vereint, ergeben sie ein gehaltvolles Bändchen, bei dem man überzeugt sein darf, daß alles darin aufbewahrt ist, was an Claudio wertvoll bleibt. Und zumal im Ganzen der Gedankenreihe wird man diese anspruchslose, aber reine Stimme nicht vermissen wollen.

Emil Staiger.

Francesco Chiesas Weckruf zur Sprachbesinnung.

In einer Reihe vielbeachteter Radiovorträge, von der Zeitschrift „La Scuola“ zugunsten des Roten Kreuzes herausgegeben, mahnt der Tessinerdichter seine Landsleute zu sorgsamer Pflege des Italienischen, in Bezug auf Aussprache, Grammatik, Syntax, Wortwahl, Anpassung des Tones an den Inhalt. Er deckt die häufigsten Fehler und übeln Gewohnheiten auf, sowie deren Quellen und Ursachen. Seine Anklagen bekräftigt er mit einer bedenkllichen, ja bedrohlichen Anzahl Belegen, aus verschiedenen Rubriken der Tageszeitungen, aus dem Juristenitalienisch, aus Privatgesprächen. Der (noch lange nicht genügend gewürdigte) Humorist Chiesa bewährt sich dabei aufs kostlichste. Geradezu kurzweilig wirkt dies halbe Dutzend Lektionen, denen ein Meister der Rede, Erziehungsdirektor Vepori, im Begleitwort dankbar zustimmt.

Beider Forderungen werden hierzulande dazu beitragen, manch einen Confederato darüber aufzuklären, wie sehr auch sein Italienisch der Remetur und Politur bedarf. Der Titel, „Galateo della Lingua“, ausgehend von dem der klassischen Anstandslehre Giovanni Della Casas — zu deutsch vielleicht „Riegel des Wortes“ —, ist an sich schon eine Aufzettelung aus sprachlicher Kopf- und Geschmaclosigkeit, Verlegenheit und Verlogenheit.

Bei aller Ehrfurcht für unseren größten italienischschweizerischen Sprachkünstler sei folgende Feststellung gestattet: Chiesas jüngste, von italienischen Linguisten entliehene Ausspracheborschift, die tessinisch-lombardischen Phönismen mit einzelnen toskanischen zu durchsehen, — er selbst zwar und seine Anhänger leisten dieser Naturwidrigkeit nur lose Folge — erfährt durch andere sprachbegabte Tessiner entschiedene Ablehnung. Hätten sich etwa in der so ergriffenen Rede eines Giuseppe Motta ihm wesens-, weil ortsfremde Ausspracheelemente vorstellen lassen?

Jedenfalls, wenn Chiesa plaudert und wenn er vorliest, vorträgt, liegt der klangliche Charme seiner Sprache keineswegs in den toskanischen Lauteinflechtungen, sondern einzig und allein in der Wärme und dem Nuancenreichtum seiner Stimme, in der ganz persönlich lombardischen Linienführung, kurz, in der Göttergabe einer ureigenen Wortmusik.

E. N. Baragiola.

Neue Romane.

Wie es unter den Nationen starke Verschiedenheiten gibt, so bestehen unter ihnen auch stets markante Züge, in denen sie einander gleichen. Wenn der Schweizer, Arthur Emanuel Meier, den Briten, Oliver Cromwell, beschreibt *), so ist das nicht die bewundernde Kritik an einem Fremden, einem ganz andersartigen Menschen, als sie in unserm Lande zu Hause sind. Nein, es ist das freudige Erkennen eines großen Menschen, wie er gerade auch im Schweizerlande hätte erscheinen können.

Oliver Cromwell ist der aufrechte Demokrat, der sein Volk vor der Ausbeutung durch einen gewissenlosen König schützt, der Mann, der mit dem Schwerte den protestantischen Glauben verteidigt, der Bürger, der eine Krone ausschlägt, dafür aber die Rückkehr aller Volkschichten zur frommen, strengen Einfachheit verlangt, der Heerführer, der sich nicht mit Predigten begnügt, sondern seine Forderungen mit der starken Macht seiner Autorität durchsetzt, eine Kämpfernatur für das Gute und Ethische, wie jeder Schweizer sie aus der eigenen Geschichte kennt und sie deshalb von ganzem Herzen verstehen wird.

Über dieses persönliche Verstehen hinaus aber wird der Leser mit größtem

*) Arthur Emanuel Meier, Der Eiserne Reiter. Zwingli-Verlag, Zürich 1942.

Interesse die dramatischen Verhältnisse Englands im 17. Jahrhundert verfolgen. Revolution und Hinrichtung des Königs, die Entwicklung der mächtigen Flotte und des englischen Handels, die Befestigung des protestantischen Glaubens, das Leben am Hofe, im reichen bürgerlichen Hause und im Kreise des einfachen Volkes, das ganze Dasein einer Nation zieht in diesem Werke wie ein farbenprächtiger Zug dahin. Wer das Buch nach genügsamer Lektüre aus der Hand legt, hat etwas gelernt und ist bereichert; es wird jugendlichen und gereisten Lesern den gleichen Gewinn bringen.

Das Buch von Lendi Frič: Sankt Luzisteig (Verlag Walter Loepthien, Meiringen 1942) gehört zu den sehr erfreulichen Neuerscheinungen, die uns das mit Büchern so reich gesegnete Jahresende gebracht hat.

Die Erzählung „aus Bündens wildbewegter Vergangenheit“ hat einen eigenen Zauber, ja, einen charme, eine Herzlichkeit, mit der die vielfach grausige und erschütternde geschichtliche Handlung wie mit einem goldenen Hauch verklärt wird. Es ist ein Werk, das mit dem Gemüt eines echten Menschen und mit der ganzen Heimatliebe eines echten Bündners geschrieben ist, und solche Werke müssen auch zu Herzen gehen.

Wie ein Mann die Geschichte seiner Eltern, seiner eigenen Familie immer mit besonderer Wärme und Anteilnahme erzählen, und die Berichte über fremdes Schicksal viel fühlner darstellen wird, so hat Frič Lendi seinen Gestalten, allen voran dem prächtigen jungen Marcus Komminoth und dessen liebreizender und heldenmütiger Braut, Margaretha Just, sowie deren Freundin, Meta Tanner und dem Lehrer Niklaus Just so viel warmes Leben eingesetzt, daß der Leser nicht umhin kann, in diesen schlichten, aber starken Persönlichkeiten lebende Menschen zu sehen, und wenn er das Buch aus der Hand legt, zu meinen, er habe eine Reihe lieber Freunde gewonnen, die noch heute dort fern im Bündnerlande leben, denn zu unserm Glück gibt es ja auch heute noch unter unserer Lehrerschaft Pädagogen, zugleich Menschenfreunde und überdies Kenner unserer Landesgeschichte wie der Lehrer Niklaus Just.

Dass auch Pestalozzi, Tschokke, Masséna, Hoze mitspielen, gibt dem Geschehen einen erhöhten Reiz. Gerade in unserer Zeit sind die kriegerischen Ereignisse unseres Landes unserm Denken ja besonders nahe, und welcher nicht-bündnerische Schweizer besäße nicht eine stille Liebe für Alt-Fry Rätia? Frič Lendis Werk mit dem sehr anziehenden und markanten Umschlagbild wird vielen Schweizer Lesern eine wahre Festgabe sein; wie geschaffen, um von Vater oder Mutter der heranwachsenden Jugend vorgelesen zu werden.

Als wär es heut, von Rachel Field (Verlag Steinberg, Zürich 1943) ist ein guter Roman mit Handlung und Spannung, menschlich begreiflich und sympathisch, aber er kann sich nicht mit den großen amerikanischen Werken, „Vom Winde verweht“ oder „Früchte des Zorns“ messen. Die lobenden Worte im Schutzumschlag lassen den Leser mehr erwarten, als ihm geboten wird.

Gewiß, es ist ein Schicksal, durch Krankheit taub zu werden, einen ungetreuen Bräutigam zu haben, von der eigenen Schwester hintergangen zu werden, die väterliche Fabrik in der großen Krise zusammenbrechen zu sehen, und dennoch vermag die Beschreibung aller dieser Vorgänge nicht wirklich zu packen. Es scheint eine konstruierte Geschichte zu sein, nicht mit Herzblut geschrieben, sondern mit der Eile einer jungen Schriftstellerin, die einem ersten erfolgreichen Werke sofort ein zweites folgen lassen möchte. Es sind manche Fäden angeknüpft, aber nicht weitergesponnen, die Ereignisse in der Fabrik und die Liebesgeschichte laufen nebeneinander her — obgleich die selben Personen in der Handlung stehen —, sodaß man beide Geschichten unabhängig von einander lesen könnte. Das Buch enthält ausgezeichnete Ansätze zu einem Roman, aber sie bleiben in der Anlage stecken.

Oder ist es die Sprache, die uns nicht warm werden läßt? Die Übersetzung ist unbedingt gut, es gibt keine verkrampften „Übersetzungen“, aber das Deutsch ist von einer derartigen Alltäglichkeit, ja oft von einer Trivialität, daß man nicht mehr von einem „dichterischen Werk“ reden kann. Vielleicht ist das Englisch der Verfasserin höher stehend als das Deutsch der Übersetzung und tritt hier die Tragik der meisten Übersetzungen auf, daß der Übertragende wohl ein vorzüglicher Kenner

der fremden Sprache ist, aber kein Dichter. Es sollte nur ein Schriftsteller den andern übersetzen, sonst wird das Werk gemordet.

Das erste Kapitel ist ein kleines Kunstwerk, und der Rest immerhin sehr unterhaltend; es muß ja nicht jedes Buch eine Genietat sein, der Mensch will auch Stunden der unbeschwerteren Zerstreuung haben, und diese vermag das Buch „Als wär es heut“ bestimmt zu vermitteln.

M. L a b a t e r.

Franz Kafka.

Herbert Tauber: Franz Kafka. Verlag Oprecht, Zürich/New York 1941.

Franz Kafkas Romane und Fragmente sind von einer so abgründigen Symbolik erfüllt, daß es nicht nur dem naiven, sondern selbst dem literarisch geschulten Leser schwer fällt, ihren Sinn bis ins Letzte zu erfassen, ja selbst ein um den Nachlaß so verdienter Freund wie Max Brod ist doch in seiner Biographie des Dichters nur bis zu den Außenbezirken von dessen Persönlichkeit vorgedrungen. Taubers Arbeit füllt hier eine wesentliche Lücke aus. Mit einer geradezu verblüffenden Gründlichkeit dringt er klarend und deutend bis in die letzten Dunkelheiten des Werkes vor, und zwar auf eine so ernsthafte und begründete Weise, daß man versucht ist, sein Buch zu einem schlechthin obligatorischen Kommentar zu Kafkas Werk zu erklären. Zunächst erfährt jedes einzelne Werk seine in sich abgeschlossene Interpretation, worauf in einem Schlußkapitel über die Aphorismen und Tagebücher ein zusammenfassendes Bild von Kafkas Persönlichkeit und Weltanschauung ersteht. Diese läßt sich als beinah identisches dichterisches Gegenstück zur Existentialphilosophie Kierkegaards ausdeuten, von dem auch Tauber die philosophische Grundlage seiner Interpretation bezieht. Auch Kafkas Mensch steht im unversöhnlichen Widerspruch zwischen relativer Endlichkeit und Absolutheit: während im „Prozeß“ der Prokurator K. in seinem uneigentlichen Dasein, der „Verfallenheit“ Heideggers, durch den Anspruch des Absoluten aufgerüttelt und vor seine Seinschuld gestellt wird, sucht im „Schloß“ umgekehrt der Landvermesser K. gleichsam als ein neuer Kleist titanisch des Absoluten teilhaft zu werden, dessen Rätselhaftigkeit sich aber in einem so paradoxen Aphorismus kundtut wie: „Wer sucht, findet nicht, aber wer nicht sucht, der wird gefunden“. Diese schon an und für sich schwierige philosophische Grundlage wird noch erschwert durch die Vieldimensionalität von Kafkas Symbolik, in der sich das Konkreteste unmittelbar mit dem Abstraktesten bildlich trifft. So bedeuten der Landvermesser, die Frauen wie z. B. Friede und die Wirtin durchaus wirkliche, psychologisch faßbare Gestalten, die Gehilfen aber die Komik der Gesangenschaft des unendlichen Strebens in der Nichtigkeit des Alltags. Wir können uns angesichts dieser Deutungsschwankungen einer gewissen Verwirrung nicht entwehren, und wir sehen uns vor die Frage gestellt, ob Kafkas Dichtung noch als Symbol betrachtet werden kann, das doch immerhin einen von der Deutung unabhängigen, immanenten Sinn an sich besitzt, oder ob wir sie nicht vielmehr in den Bereich der Allegorie, d. h. der in sich unverständlichen, nur durch Deutung lebendigen Dichtung verweisen müssen. Die Lösung mag in der Mitte liegen, indem sich eben Symbolik und Allegorik auf seltsame Weise überschneiden. Ein Zitat von Kafka dürfte hier bedeutsam werden: „Kein Wort fast, das ich schreibe, paßt zum andern ... Ich bin von allen Dingen durch einen hohlen Raum getrennt, an dessen Begrenzung ich mich nicht einmal dränge“. Es ist begreiflich, daß aus diesem „gebrochenen Bezug zur Welt“ eine ganz eigentümliche Dichtung entwachsen muß. Selbst bei einem so nahe verwandten Geist wie Kleist geht sie doch eben von der Welt aus, die in der Jagd nach dem Absoluten zerbricht, während Tauber Kafkas „Realismus“ treffend als „eine Kompensierung der Bezugslosigkeit“ erkennt, geformt aus einem „innern Ausdruckswillen, der erst nach Welt verlangt“. In diesem Sinne ist die Verzweiflung Kafkas im eigentlichen Sinne tragisch, und zwar nicht im hamletischen Sinne der Auflösung einer bestehenden Welt, sondern im existentialphilosophischen, indem der Mensch überhaupt nicht zu einer „Welt“, d. h. zu einem Beziehungszusammenhang gelangt. Und doch muß gerade ein Vergleich mit Shakespeare oder Kleist uns die geringere Gültigkeit Kafkas klar werden lassen, dessen Tragik infolge seiner Seinsentfremdung nicht aus einem vollen Menschen-tum entspringt, sondern von einer viel schmalern Basis ausgeht. Kafkas negative Stellung zur Musik und zur Liebe, kurz zu jeder rauschhaften Welterfahrung, die

doch mindestens ebensoviel existentielle Gültigkeit besitzt wie die Stimmung der Alltäglichkeit, die er zergrübelt, läßt uns seine Verzweiflung doch zu einem guten Teil auch als zeit- und persönlichkeitsbedingt erscheinen. Der Ekel vor dem Leben, die Beziehungslosigkeit zu den Dingen, finden wir sie nicht auch bei einer so gründlich vergangenen Gestalt wie etwa Tonio Kröger? Daß Kafka dies Menschentum der Décadence nicht bloß psychologisch als Dandyismus gestaltet, sondern metaphysisch als Verzweiflung erfährt, gibt seinem Werk eine Größe, die wir uneingeschränkt bewundern, wenn wir ihm vielleicht auch nicht eine so restlose objektive Gültigkeit zuerkennen, wie Taubers Buch sie herauszustellen strebt.

Peter Schmid.

Tierbücher.

Mentona Moser: „Lernt sie kennen“. Büchergilde Gutenberg, Zürich 1941.

Waldemar Bonsels hat seinen jungen Tierfreund Mario, Mentona Moser dagegen das Mädchen Marie mit den Tieren in Beziehung gesetzt. Dort wird das männliche Subjekt zum Träger des Erlebens von Natur und Kreatur, hier das weibliche. Von diesem Geschlechtsgegensatz scheint auch das Verhältnis zur kreatürlichen Welt bestimmt zu sein, wobei der Knabe Mario — wider Erwarten. — den instinktiv erfühlenden Partner und das Mädchen Marie das intellektuell „forschende“ Menschenwesen darstellen. In dieser verschiedenartigen Gegenüberstellung manifestiert sich der Gegensatz von Tier-Dichtung und Tierschilderung. Bonsels verdichtet die Beziehungen Mensch — Tier — Natur und gestaltet daraus eine Atmosphäre ungedeuteten Erlebens; Moser lüftet diese Atmosphäre und referiert über die darin enthaltenen geschöpflichen Beziehungen und vermittelt damit ihrer Tierfreundin die Rolle der Deuterin. Durch diese etwas allzu einseitig hervorstechende Tendenz erhält Mentona Mosers Tierbuch einen ausgeprägt lehrhaften Charakter, in dem die populär-wissenschaftlichen Voraussetzungen manchmal in ziemlich gezwungener Weise mit der Subjektivität persönlichen Erlebens vermengt werden.

Die schulmeisterliche Behandlung des Stoffes verrät sich auch in der besonderen Unterstreicherung gewisser Eigenarten der Tiere, sei es beispielsweise im Hinblick auf die Empfindlichkeit der Grasmücken gegenüber Störungen am Nestort, in der Hervorhebung des Wandertriebes der Schwanzmeisen und der Beutelform ihres Nestes, oder im Hinweis auf die Unsauberkeit in der Wohnung und Kinderstube des Wiedehopfs, in der Schreckstellung des Wendehalses, in der Tapferkeit des Rotkehlchens zur Brut- und Heckezeit oder in der Erklärung der Storchberingung. Mit der Häufung des Lehrhaften reduziert sich das Wesentliche — die unmittelbare Umschauung, das kindliche Erstaunen vor dem Geheimnis des Geschöpfes. Wohl sehen wir Marie gelegentlich „sprachlos vor Erstaunen“ — beim Anblick der tauenden Wasseramself —, aber ihre Gemütsverfassung ist nicht diejenige eines Mario, der voll zitternder Scheu in den „Dunstkreis des Tieres“ tritt.

Einen sympathischen Unterton besitzt das Lehrhafte in der gewollten Verwischung der üblichen Klassifizierung der Kreaturen hinsichtlich ihrer „nützlichen“ oder „schädlichen“ Einstellung zu homo sapiens. Auf dieser Ebene erhält der Appell, „Lernt sie kennen“, seinen besonderen ethischen Gehalt. Dabei wird zum Beispiel für einen durch gewisse Umstände bedingten Kannibalismus beim Igel ebenso um Verständnis und gütiges Nachsehen geworben wie bei der Eier stehlenden Jagdhündin „Diana“. Lernt sie kennen, und ihr werdet erfahren, daß selbst die widerlichsten und schädlichsten Tiere — von unserem menschlichen Standpunkt aus gesehen — auch Eigenschaften besitzen, die wir schämen, manchmal außerdem sehr klug sind. Ihre Gestaltung, gewisse Körperanhängsel, die uns abstoßen, dienen immer einem Zweck! Mit dieser Parole versucht die Autorin die ästhetisch bedingten Abneigungen gegenüber bestimmten Tieren abzuschwächen und plädiert tapfer für Mäuse und Ratten, Krähen und Spatzen, wobei sie als Exempel dieser Theorie das Geschwisterpaar Marie und Fred beim Besuch eines Teiches die dortigen Wasserratten gegenüber den stolzen Schwänen bevorzugen läßt. Ob dieser Verhaltungsweise von andern Kindern Gefolgschaft geleistet wird, bleibe dahingestellt.

Die Spaziergänge durch die Tierwelt, in welcher die Vögel dominieren, werden da und dort durch Anekdoten, die meistens eine besondere Originalität aus dem Kreise der Kreaturen herausheben oder seltsame Beziehungen von Geschöpf zu

Geschöpf (Freundschaft zwischen einem Gordonsetter und einem Huhn) zur Gelung bringen, ergänzt. Eine stoffliche Bereicherung mag damit beabsichtigt und auch erzielt worden sein, aber diese herbeigeholten Geschehnisse wirken nicht immer überzeugend und hemmen den Schritt durch die Landschaft.

Etwas zu kurz kommt in diesen Schilderungen die malerische Gestaltung und beziehungsmäßige Deutung des Naturbezirkes, der Umwelt des Tieres. Umsomehr Gewicht hat dafür die Verfasserin der Interpretation tierpsychologischer Vorgänge beigelegt und zweifellos auch die schlichte gedankliche und begriffliche Formulierung, wie sie bei jugendlichen Lesern vorausgesetzt werden muß, gefunden. Daß sie dabei die gefährliche Klippe auf dem Gebiete der Tierschilderung, den Anthropomorphismus, ziemlich glücklich umschifft hat, sei ihr noch als besonderes Verdienst angerechnet. Daß gelegentlich eine Instinkt- oder eine typische Reaktionshandlung des Tieres moralisch-menschlich gefärbt (Mächenliebe bei Ratten) wird und in einem Hühnerhofe monologisierende Enteriche und Hähne auftreten, zeigt andernteils wiederum die Schwierigkeit, seelische oder „charakterliche“ Merkmale und Äußerungen des Tieres ohne zeitweilige Konzessionen an die Vermenschlichungstendenz zu überzeugender Darstellung zu bringen.

Mentona Moser will die Tiere ihrem „grundrigen“ Schützling, der kleinen Marie, so zeigen, wie sie „an sich“ sind — ohne Berücksichtigung traditioneller Vorurteile oder üblicher Über schätzung. Der Nimbus der Friedfertigkeit wird den Tauben genommen. „Flip“ ist ein Röter, und die Verfasserin spielt ihn mit Absicht gegen die „Rassenreinen“ aus, wenn sie betont, „daß Röter lebhaf ter und klüger seien als Hunde mit langem Stammbaum“. Überhaupt hat es sich die Autorin zur besonderen Aufgabe gemacht, einen nicht geringen Teil ihrer Aufmerksamkeit den häufig unbeachteten (Goldhähnchen) oder verachteten (Mäuse, Ratten) Kreaturen zu schenken und selten betretene Naturwinkel und Dunkelkämmerchen zu einem Schauplatz auszuweiten und gütiges Licht hineinleuchten zu lassen.

Achtung Gams! Von W. Major-Mashéé. Mit Aufnahmen aus freier Wildbahn und Textzeichnungen von A. Seitz, München und Hubert Richter, Wien. Verlag J. Neumann, Neudamm.

Man ist zwar gewöhnt, Bücher über Wild und Weidwerk fast ausschließlich aus der Hand eines schriftstellernden Hubertsjüngers entgegenzunehmen. Der Autor dieses Buches gesteht: „Ich bin kein Jäger“. Aber seine Vorfahren waren leidenschaftliche Weidmänner, und darum leidet der Verfasser „unter erblicher Belastung“, wobei sich seine Jagdpassion darauf konzentriert, „mit der Strahlenfalle“ auf Gams zu jagen“. Er betont: „Ich glaube auch nicht, weniger Naturverbundenheit erlebt zu haben als mancher wilde Jägersmann“. Mit diesem Hinweis sind die Motive umris sen, welche diesen Natur- und Bergfreund zum Schilderer unseres herrlichsten Bergwildes, der Gamsen, wenn auch im Karwendelgebirge beobachtet, angetrieben haben. Durch verschiedenartige „Linsen“, mit optischer, geschichtlicher und zoologischer Brennweite, wird das Käufelwild beäugt und abgespiegelt. Der Interpretation durch „Volksmund und Volkskunst“ dieses populären Wildes wird ebenso gedacht wie der weidnerischen Bräuche, welche mit der sagenumwobenen Gamsjagd verschlochten sind. Nicht zuletzt hat es der Verfasser auch darauf abgesehen, bei den Bergsteigern und Skiläufern Verständnis für die Lebensbedingungen seines geliebten Gebirgswildes zu wecken, und vor allem richtet er die Mahnung an diese Sportbeflissen en, die Heimat des Gamswildes nicht zu beunruhigen und Störungen der Grattiere nach Möglichkeit zu vermeiden, „denn der oberste Leitsatz des Wildschutzes heißt: Ruhe!“ Wir pflichten dem Autor bei: „Jäger und Bergsteiger sollten deshalb Freunde sein und zusammenarbeiten am gemeinsamen Ziele“.

Adolf Portmann: Aus meinem Tierbuch. Zoologische Skizzen. Verlag Friedrich Reinhardt, Basel 1942.

„Fernes und Nahes ist hier vereinigt; aber meistens sind es recht gewöhnliche Dinge, die den Anlaß zu diesen Skizzen boten: die blaue Feder eines Hähers, ein Hirschgeweih oder die unscheinbaren Farben unseres braunen Alpenviehs. Wie viele solche Dinge des Alltags sinken herab zu kaum mehr beachteten Selbstverständlichkeiten und könnten doch Anlaß zu stillen und reichen Freuden sein!“

Dieser einfache und bescheidene Hinweis des Autors dieser zoologischen Skizzen

in seinem Vorwort deutet auf das Inhaltliche und Formale seiner Tierschilderungen hin: mit der Anknüpfung an gewöhnliche und gewohnte Dinge, die sich dem Beschauer kaum mehr in besonderer Weise aufzudrängen und ihn zu fesseln vermögen, deren Hintergründe aufzuleuchten und da jene Wunderwelt zu erschließen, mit der diese scheinbaren Selbstverständlichkeiten in einer wissenschaftlich mehr oder weniger zugänglichen Beziehung stehen. Willig folgt man dem Verfasser auf seinen Forscherwegen und nimmt beglückt an seinen Exkursionen teil, selbst dann, wenn diese Entdeckungsfahrten zu keinen sicheren Ergebnissen führen und vor den unüberschreitbaren Grenzen menschlichen Wissens Halt machen müssen. Dabei bereitet es dem Forscher sichtlich nicht weniger Freude, den Leser vor die verschlossenen Türen des Geheimnisses wie vor die offenen Fenster des Entdeckten zu geleiten. Immer aber führt der Weg dieser Tierschilderungen von der Peripherie, vom Geschauten, zum Mittelpunkt, zum Er schauten, das in seiner Offenbarung nicht mehr bloß Gegenstand des Interesses, sondern darüber hinaus Objekt der Ehrfurcht ist.

Nicht von ungefähr hat sich der Verfasser bemüht, aus seinem Tierbuch das mitzuteilen, was sich dem denkenden Menschen immer wieder, wenn er in das Wesen der Schöpfung und ihrer verschiedenartigen Erscheinungen einzudringen versucht, ganz besonders zu Deutung und Erklärung verpflichtend gegenüberstellt: die Beziehung zwischen Menschenwelt und Tierreich, zwischen geistigem und naturhaftem Sein. Trotz allem biologischen Wissen werden diese beiden Welten keineswegs vermengt und jede bleibt ihrer Eigengesetzlichkeit unterstellt, „denn nicht“, so betont der Autor, „aus solchen, dem Irrtum so sehr unterworfenen Deutungen des Naturlebens sollen wir unser Menschensein führen, sondern durch Einsicht in unser eigenes Wesen und in die Forderungen, die das Besondere einer geistigen Existenz ausmachen, wollen wir die Leitsätze für die Führung des Menschenlebens finden“.

Aus solcher Einstellung gegenüber Schöpfung und Geschöpf heraus blieben diese Tierschilderungen auch da, wo sie an das Seelische röhren, vor ver menschlichender Deutung bewahrt. Umso besser ist es darum dem Interpreten gelungen, unsere Freude und unser Interesse an einem wichtigen und schönen Kapitel aus dem Buche der Natur zu wecken.

P. B e t t e r l i .

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

- Von Balthasar, Hans Urs:** Augustinus, das Antlitz der Kirche. Benziger Verlag, Einsiedeln 1942. 360 Seiten, kart. Fr. 10.60, geb. Fr. 12.—.
- Beyerhaus, Gisbert:** Die Europa-Politik des Marschalls Foch. Roehler & Amelang, Leipzig 1942. 93 Seiten, brosch. M. 2.50.
- Boos, Roman:** Kunst, Krieg und Frieden. 1. Heft. Volksverlag Elgg 1943. 72 Seiten, Fr. 3.—.
- Buchwald, Reinhard:** Führer durch Goethes Faustdichtung. Alfred Kröner, Stuttgart 1942. 500 Seiten, M. 4.75.
- David, Dr. J.:** Der Lebensraum der Familie. Reg-Verlag, Luzern 1943, 48 Seiten, Fr. 1.50.
- Dessauer, Friedrich:** Der Fall Galilei und wir. Räber & Cie., Luzern 1943. 83 Seiten, Fr. 4.—.
- Ehrlich, Walter:** Der Mensch und die numinosen Regionen. Manatschal-Ebner & Cie. A.-G., Thur 1943. 180 Seiten, Fr. 12.50 kart., Fr. 16.— Ln.
- Ernst, Fritz:** Krieg und Frieden. 1943. 48 Seiten.
- Fiedler, Bruno:** Bekennen und Bekenntnis. Heft 9/10 aus: Religiöse Gegenwartssfragen. Paul Haupt, Bern 1943. 41 Seiten, brosch. Fr. 2.20.
- Von Fischer, Rudolf:** Die Denkschriften des Preußischen Generals Rupertus Scipio von Ventulus über die Reform der Berner Miliz vom Jahre 1767. Heft 15 der Münchner Historischen Abhandlungen, 2. Reihe. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1942. 40 Seiten.
- Gerloff, Wilhelm:** Die öffentliche Finanzwirtschaft. Bittorio Klostermann, Frankfurt a. M. 1942. 544 Seiten, geb. M. 20.—, brosch. M. 17.—.

- Gfeller, Simon:** Heimisbach. U. Francke U.-G., Bern 1943. 400 Seiten, Fr. 6.50.
- Großrieder, Hans:** Der Arbeitsvorgang. 1943. 48 Seiten.
- Hoësch, Otto:** Katharina die Zweite von Russland. Eine deutsche Fürstin auf dem Zarenthrone des 18. Jahrhunderts. Roehler & Amelang, Leipzig 1940. 120 Seiten.
- Hoffmeister, Johannes:** Hölderlin und die Philosophie. Felix Meiner, Leipzig 1942. 172 Seiten.
- Jahrbuch der Literarischen Vereinigung Winterthur.** Verlag der Literarischen Vereinigung Winterthur 1943. 201 Seiten.
- Kempter, Lothar:** Das Naturbild im Schweizerischen Schrifttum. 1943. 96 S.
- La Guerre moderne et la Protection des civils.** Édité par le Secrétariat général des „Lieux de Genève“, Association internationale pour la Protection des populations civiles et des monuments historiques en temps de guerre ou de conflits armés Château Banquet, Genève 1943, 107 pages.
- Löw, Rudolf:** Achilles Kern (Häuser über dem Rhein). Amalthea-Verlag, Wien 1943. 496 Seiten.
- von Moos, Herbert, Endres, Franz Carl:** Das große Weltgeschehen. Band IV, Lieferung 2. Hallwag, Bern 1943. 72 Seiten.
- Morgan, Charles:** Der Leere Zimmer (Empty Room). Steinberg, Zürich 1943. 219 Seiten, Fr. 6.50 kart., Fr. 8.80 Ln.
- Papst Pius XII.:** Die Friedensordnung der Völker. Rex-Verlag, Luzern 1943. 48 Seiten, Fr. 1.40.
- Privat, Karl:** Philipp Otto Runge, sein Leben in Selbstzeugnissen, Briefen und Berichten. Prophläen-Verlag, Berlin 1942. 375 Seiten.
- Rasmussen, Gerhard:** Kläffende Hunde. Roman. Fr. Reinhardt, Basel. 335 Seiten, Fr. 7.85.
- Nintelen, Anton:** Erinnerungen an Österreichs Weg. Versailles, Berchtesgaden, Großdeutschland. F. Bruckmann, München 1941. 346 Seiten, M. 7.50.
- Roberts, Michael:** Die Erneuerung des Westens. Europa-Verlag U.-G., Zürich 1943. 300 Seiten.
- Schaeffner, Georg:** Claude Debussy und das Poetische. U. Francke U.-G., Bern 1943. 418 Seiten, Fr. 10.80.
- Sommer, Hans, Dr.:** Kulturgechichtliche Sprachbilder. Francke, Bern 1943. 87 Seiten, brosch. Fr. 2.80.
- Sprachgut der Schweiz.** Hefte für den Deutschunterricht. Herausgegeben von Dr. C. Helbling und Dr. L. Signer. Jedes Heft kart. 80 Rp., das Doppelheft Fr. 1.60. Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich 1943.
- Stebel, Dr. J.:** Geschiedene Ehen; Erfahrungen und Gedanken eines Richters. Räber & Cie., Luzern 1943. 149 Seiten, Fr. 4.80.
- Ulrich, Johannes:** Das Kriegswesen im Wandel der Zeiten. Roehler & Amelang, Leipzig 1942. 290 Seiten, geb. M. 4.50.
- Von Vietzsch, Eberhard:** Das Europäische Gleichgewicht. Roehler & Amelang, Leipzig 1942. 362 Seiten.
- Wolff, Joachim:** Vernunft und Glaube. Paul Haupt, Bern 1943. 133 Seiten, Fr. 6.— kart.

Berichtigung.

In Heft 11, S. 609, sind Zeilen 20 und 21 von unten richtig zu stellen:
„Basler Vereinigung für schweizerische Schiffahrt“.